

20.7.1917

Briefe im Krieg.

Wir schreiben wieder Briefe. Abende, an denen wir sonst in Gesellschaft waren oder ein hellbeleuchtetes festliches Vergnügen suchten, finden uns nun des öfteren in unseren vier Wänden, zurückgezogen und allein. Und wir schreiben Briefe, vielleicht sogar gleich zwei, drei Briefe an einem solchen Abend, denn du lieber Gott! der Feldpostnummern sind gar viele. Eine dahinschwirrende Form der Beziehungen von Mensch zu Mensch ist damit Knabys vor ihrem Verlöschen beim Krieg, der alle Dinge für seinen Gebrauch zurechtbiegt, zu einem neuen, recht ernsthaften Leben erweckt worden.

Es wird ja mit dem Kriege vorübergehen. Alle Erscheinungen, die der Krieg schuf oder die er in den Vordergrund unseres täglichen Lebens und seiner Nühen und unruhigen Beschäftigungen rückte, werden vorübergehen. Auch die Feldpostnummern, die sich wie eine Lapppe über Millionen Menschen senken, sie uns sichtbar machen und jeglicher Beziehung zur Geographie verlustig erklären, werden sich wieder in schlichtbürgerliche Adressen verwandeln, die man bequem im Wohnungsangeiger nachschlagen kann.

Einstweilen jedoch hängt ein gutes Stück unrunder Ruhe und Arbeitskraft an der Regelmäßigkeit der Verbindung mit diesen mysteriösen Feldpostnummern, von denen beileibe niemand nichts wissen darf, und „Briefe, die ihn

nicht erreichen.“ sind wirkliche Tragödien, denen ihre Häufigkeit und Gewöhnlichkeit nichts von ihrer erschütternden Macht nehmen kann.

Menschen, die nie nach Abenteuern fragten und ihre zivilen Leseinsfreunden in der bequemsten Einfriedung des Familienlebens fanden, sind in höchst bedauerliche Windrichtungen zerstreut. Sie wissen nur, wie die Gegenden aussehen, in denen sich die Kräfte gute Nacht sagen, und sie schreiben uns seit langem schon in diesem Sinne. Erinnerung wir uns doch! Die Feldpostbriefe der ersten Wochen waren von einer ungedimmten Melodie erfüllt, die physisch auflockernde Begleitung, erleichterte die höchsten Worte. In Lautenden von Köben lebten, bewußt und unbewußt, Arndt und Nische wieder auf und einigten sich auf das Lied Way von Schöntendörfs, das wie ein Donnerhall kraus. Rückblickend löst sich leicht feststellen, das in der überwiegenden Mehrzahl der Briefe jener Tage das Persönliche, das Einzelschicksal hinter dem unerhörten Begriff und Eindruck des Krieges weit zurücktrat. „Wir marschieren ... wir haben Mail ... wir standen gestern im Gefecht ...“ Nummer hieß es: wir! Nüchtern und beinahe etwas vertegen fanden dann in einer Erde die hingetretelten Grüße an Familie und Verwandtschaft kaum. So groß und übermächtig waren diese Tage, in denen wir uns leuchtenden Auges als die um Triumph und Glorie Wissenden gern verbrüdeten.

Unsere Gefühlswelt war gleichsam schwingend voll überempelt und verjüngt. Mit behutsam stolzen Fingern nehmen wir heute diese so un-

bändig jungen Briefe aus ihrer Lade und lesen uns Mut, Zubericht und ein schönes, fest gegündetes Vertrauen ins Herz, das sich trotz dem eines leiser, nehmüßigen Lächelns nicht zu erweichen vermag. So weit liegen diese Briefe zurück, und ihre dampfende Begreifung ist längst weltgeschichtlicher Niedererschlag geworden.

In den Feldpostbriefen moderneren Datums hat natürlich längst schon wieder das liebe Nüchternheit bekommen. Die Briefe sind darum nicht banaler geworden. Im Gegenteil, dadurch wie der einzelne den Krieg sieht und sein Leben auf ihn einstellen muß, verdichten sich diese Briefe zu eindringlichen Dokumenten der Zeit und ihrer Menschen.

Die Epidemie der betriebsmäßigen Kriegsliteratur scheinen wir nun glücklicherweise überwunden zu haben. Unsere Ammunition gestattete den Versuch, Klug ausgewählte Briefe aus dem Felde und ins Feld herauszugeben. Dieser Versuch sollte gemacht werden, das Resultat ist ganz bestimmt menschlich wertvoll. Diese anschaulichsten Zeugnisse der Kriegsjahre vor dem Bergessentwerden zu retten, bedeutet vielleicht für eine frühe oder späte Zukunft Gewinn und Erbauung. Vieles Herzwegende ist in diesen Briefen schon gezeichnet, Bekennnisse, die sonst nie zum Wort gefunden hätten, erleben ihren manchmal ungelassenen, aber desto sehnlichster zupackenden Ausdruck. Und die Briefe, die wir selbst ins Feld richten? Nach möchte sagen, sie haben unser Schreibvermögen ein wenig geläutert und gestärkt. Sie zeigen

uns, daß wir den Kopf aufrecht tragen müssen, wenn wir ihnen draußen im Schützengaben, denen in der Einsamkeit jedes unserer Worte Wärme bringt und belebende Botschaft ist, tröstende Nähe Freunde sein wollen. Wir können sorgen und teilnehmen. Das ist viel.

Dem Inhalt gegenüber, der doch meist vom Herzen kommt und zum Herzen geht, verachtet es nicht, wenn die Form mitunter ratlos ist. Sie ist ja nur eine Notwehr gegen den grausamen Verlust der gewohnten täglichen Muttersprache. Wir haben es verbessert, Briefe zu schreiben, vielmehr, wir haben es nie gelernt. Das Briefschreiben ist ja allmählich aus der Mode gekommen, veraltet. Wenn man genau sein will, es wurde vom hurtigen Gottschärit der Technik beiseite geschoben. Es mußte nicht etwas anderem, Besseren Platz machen, sondern wurde ganz einfach überholt. Die Schnelligkeit siegte und behielt vielleicht auch recht. Schließlich, wenn soll es heutzutage einfallen, ein ärztliches Willettdour mit gepflegten Wendungen zu schreiben, wenn er bloß eine Nummer anrufen braucht und den gleichen Effekt erzielt! Kräutlein Biedermeier allerdings hätte sich vor Entsetzen nicht wieder erholen können, wenn ihr der Kavaliere ihres jungen, empfindsam hochdenkenden Verzehens wie ein Kutischer unausgelegt Gallol ins tolle Ohr gebrüllt hätte. Es war eben Kräutlein Biedermeier! Aber ihre Schrift wachte nicht in den jetzt so modernen Stiefencharakteren übers Papier, sie fühlte sich nicht als eine bedeutungsvolle Persönlichkeit, weil es ihr gelang, eine Seite ihres Briefpapiers mit Knabys